

Nr. 46. Bromberg, den 26. Februar 1937

Der Ruf der Heimat

Roman von Artur Brausewetter

(7. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

Ein hurtig trappelnder Schritt wird von draußen hörbar, fliegt durch den kleinen Vorgarten. Am geöffneten Fenster erscheint ein kleines Mädel, äugt mit hochrotem Gesicht, auf das ein paar lose Haarsträhnen wirr hinunterhängen, in die Stube.

„Fräulein! Fräulein!" jubelt eine in froher Erregung hell kreischende Stimme. „Wir haben's! Es is jefunde! Vater hat's ans Land jezoge . . . das Boot!"

„Nun? Habe ich Ihnen zu viel gesagt?" ruft die junge Lehrerin zu Timm hinüber, springt auf, nimmt das junge Mädel bei der Hand, führt es an den Tisch.

„Du sollst deinen Finderlohn haben, kleine Tilling!"

Die Lehrerin läßt das freudig verdutzte Mädchen neben sich Platz nehmen, nötigt ihm, als es vor Verlegenheit nicht zuzugreifen wagt, mit freundlicher Bestimmtheit ein Stück Kuchen auf, spricht mit ihm in einer auf das kindliche Gemüt eingehenden Art, daß es Scheu und Verlegenheit vergißt.

Timm aber steht dabei, und wieder ist ihm, als täte sich ihm in diesem Vorgang eine Welt auf, in der er nie zu Hause gewesen ist, selbst in seinen Kinderjahren nicht.

Zugleich aber faßt ihn eine wachsende Ungeduld: er möchte sein Boot wiederhaben!

„Es ist Zeit, daß wir uns auf den Heimweg machen", sagt er zu Locki, die sich nun auch zu dem Kinde begeben hat, jedoch nichts Rechtes mit ihm anzufangen weiß.

„Aber doch nicht mit dem Boot?"

„Nein, dazu ist uns wohl die Lust vergangen, selbst wenn es heil und unversehrt geblieben ist. Außerdem würden wir es vor Mitternacht nicht schaffen. Ich werde unseren Wagen kommen lassen. Ist hier in der Nähe ein Fernsprecher, den ich für wenige Minuten benutzen könnte?" wendet er sich an seine junge Wirtin.

Gewiß. In der Postablage drüben im Dorf. Wenn es Ihnen recht ist, führe ich Sie hin."

Durch einen weißgekalkten Flur treten sie in eine niedrig gebälkte Stube, in der ein wurmstichiger Tisch mit zwei großen, weit ausgezogenen Schubladen, ein auf seinen altersschwachen Beinen nicht mehr ganz sicherer Stuhl und ein Fernsprecher älterer Gattung die einzigen Merkmale ihres amtlichen Charakters sind.

„Darf ich Sie verbinden?" fragt sie. „Ihre Nummer, wenn ich bitten darf."

„Mein Vater wird noch im Kontor sein", erwidert er. „Also bitte: Danzig Nr. 42 758 Vandekamp u. Co."

„Und Sie sind der Sohn . . .!"

Sie hat den Hörer sinken lassen, sieht ihn an. Nichts als ein schmerzhaft verhaltenes Zucken um den Mund, das ihm weh tut.

Aber schon hat sie sich in der Gewalt, wiederholt mit langsamer Deutlichkeit die Worte, die er ihr vorspricht.

„Ihr Herr Vater ist bereits nach Hause gegangen. Das Fräulein aber, das am Apparat war, wird alles besorgen. Der Wagen wird sofort abgesandt werden. Sie dürfen ihn in kurzer Zeit erwarten. Warme Decken und Mäntel werden mitgegeben werden."

Zwei Stunden hatten sie in dem gastlichen Schulhaus gesessen, und sie waren wie ein Nichts, waren viel zu schnell entschwunden.

Diese eine aber kriecht wie eine Schnecke, wird zur Ewigkeit.

Es ist etwas zwischen sie getreten, etwas Unerklärliches und doch deutlich Spürbares, etwas, das sich mit hartem Druck auf die Herzen, auf die Sprache legt, die nicht mehr in harmloser Unbefangenheit, sondern gepreßt und erzwungen, ohne Gedanken und Sinn über die lähmende Länge der Zeit hinweghelfen soll. Ein Reif ist auf den langsam seinem Ende entgegendämmernden Frühlingstag gefallen, hat mit kalter Hand über seine jungen Blüten dahingestrichen, daß sie im weißen Sterben zu Boden fallen, wie da draußen vor der Tür die hellschimmernden Kerzen der Kastanie.

Selbst die kleine Locki, die ahnungslos von dem bleibt, was sich hier vor ihren Augen, ihr völlig undeutbar, vollzieht, hat Laune und Mut verloren, den lustigen Faden ihrer Geschichte und Erlebnisse fortzuspinnen, tröstet sich damit, daß Timm immer ein wunderlicher Kauz gewesen, dem ein Schnippchen zu schlagen einer Frau nicht schwerfallen dürfte, freut sich auf das Abendessen, zu dem er sie bei Lauterbach einladen wird.

Dann ist die Zeit gekommen, wo sie sich beide in ihre Gemächer zurückziehen, die geliehenen Kleidungsstücke ablegen, die eigenen, die sorgsam gereinigt und am Herdfeuer schnell getrocknet sind, wieder anzuziehen.

Vor der Tür hält der Wagen.

Ein kurzer Abschied, merkbar kühl und befangen. Ein warmer Dank, der mit der Begründung abgelehnt wird, daß man dasselbe auch für jeden anderen getan hätte.

Was ist nur geschehen? fragt sich Timm, fragt es sich wieder und wieder, indes Locki sich mit sichtbarem Behagen in den flauschigen Abendmantel hüllt, der sicher Ina gehört, auch die mollige Decke um die seidenumspannten Beine legt. Denn das Gefühl des Frierens ist noch immer in ihr.

Timm nimmt weder Decke, noch Mantel. Teilnahmslos und ganz in seine Gedanken versunken, lehnt er sich in seine Ecke.

Aber sowie der Wagen auf die große, neben dem Vorfluter herlaufende Straße gelangt ist, wendet er sich zu dem kleinen Mädchen, das man bis zu ihrem Heimatort mitgenommen hat und das vorn beim Führer sitzt. „Sag mal, wie heißt eigentlich Eure Lehrerin?"

Mit verdutztem Lächeln sieht die Kleine ihn an.

„Wie soll sie denn heißen? Fräulein Anna Katharina. Die kennt doch jeder."

„Anna Katharina!" wiederholt Timm vor sich hin. Ja, das Mädel hat recht. Wie sollte sie auch anders heißen? Noch nie hat er einen Namen gehört, der so mit der Erscheinung und dem Wesen eines Menschen zusammengehört wie dieser.

„Aber nur, wenn wir in der Schule ein Lob bekommen oder manchmal auch auf den Spaziergängen, wenn wir sehr artig und vernünftig sind, dürfen wir sie so nennen. Sonst heißt sie Fräulein Brackmann."

Der Wagen hält. Sie sind in Conradswalde angelangt.

Timm nimmt sein Boot in Empfang, baut es auseinander, verstaut es im Wagen. Aber nicht mehr mit der Wichtigkeit und dem Vergnügen wie heute beim Beginn der Fahrt. Mechanisch tut er es wie eine lästige Pflicht.

Dann geht es weiter. Die Nacht ist hell und frisch. Auch der Blütenduft, der in der Luft liegt und durch das geöffnete Fenster zu ihnen hineindringt, hat etwas Herbes.

Lockis spielerische Hand streicht über Timms Wangen, liegt dann weich und beschwichtigend auf der seinen, als fühlte sie, daß in ihm etwas getroffen ist, das sie zur Ruhe bringen muß, wie sie es so manches Mal getan hat, wenn er, über eine sportliche Niederlage verstimmt, in diesem Wagen mit ihr heimwärts fuhr.

Er erwidert ihren zärtlichen Druck, nimmt wohl auch ihre Hand. Aber, was er heute sagt und tut, erscheint ihr nicht wie sonst. Und darüber ist sie traurig. Denn sie liebt ihr wirklich aus der Tiefe ihres Herzens, wenn diese Tiefe auch nicht gerade sehr grundlos ist.

Er fühlt, daß er ihr weh tut, und daß sie es nicht um ihn verdient hat. Aber er kann nicht anders.

Unaufhörlich muß er an das Schicksal dieser Begegnung denken. Daß es so kommen mußte: Daß das Mädchen, das ihm aus schwerer Verlegenheit geholfen, ihm und seiner kleinen Freundin gastlich sein Haus geöffnet, und das — warum soll er es leugnen? — in seiner jungblühenden Erscheinung, seinem klugen, so ganz und gar naturverwandten Wesen einen Eindruck auf ihn hervorgerufen wie bisher noch nie ein anderes, die Tochter des Mannes sein muß, der erst vor wenigen Tagen, von der äußersten Not gepeitscht, in seines Vaters Kontor gestanden und jetzt schwerleidend darniederliegt!

Als sie in Danzig ankommen, erlebt die arme Locki eine neue Enttäuschung, und das ist die schwerste für sie: Timm lädt sie nicht zum Abendessen bei Lauterbach ein, läßt sie vor ihrer Wohnung an der Reitbahn absetzen und lehnt ihre Bitte, noch eine Tasse Tee bei ihr zu trinken, mit höflicher Bestimmtheit ab.

*

Vom Rathausturm erklingt das alte Glockenspiel.

„Morgenglanz der Ewigkeit." In feierlichen Akkorden flutet es über den Langen Markt, auf dem alles Leben und Tätigkeit ist.

Denn es ist die achte Stunde, die der eherne Glockenmund von da oben mit seiner weit vernehmbaren Stimme verkündet.

Die Türen der Geschäfte öffnen sich. Die mit regelmäßiger Unaufhörlichkeit vom Langgasser wie vom Grünen Tor auf den Markt surrenden Elektrischen entlassen ganze Ströme von jungen, auch mehreren älteren Leuten, die sich beeilten Schrittes über den Langen Markt, seine vielen auf ihn mündenden kleineren Gassen oder durch das Grüne Tor auf die bereits von polternden Wagen und einer ganzen Kette von Eisenbahnwaggons durchlärmte Speicherinsel ergießen. Denn es ist höchste Zeit, in sein Bureau oder an sein Pult zu gelangen.

Bei Vandekamp u. Co. vollends ist ein Zuspätkommen eine eigene und für den, der es wagt, nicht ganz ungefährliche Sache.

Denn auf den ersten Wächterruf des Glockenspiels wird der Betrieb in vollem Umfang aufgenommen, und Theobald Kernreif ist ein gewissenhafter Prokurist, der seine Ehre darin setzt, des Morgens der Erste und des Abends der Letzte im Geschäft zu sein. Was er aber in zäher Pflichtstrenge und in unerschütterlicher Pünktlichkeit von sich selber fordert, das setzt er als selbstverständlich auch bei den seiner Obhut anvertrauten Angestellten voraus.

Nur Traute Pallasch, die jüngst erst von Walter Döring zu ihnen hinübergekommene Buchhalterin, die dort an mehr Großzügigkeit im Kommen und Gehen gewöhnt war, schlägt ihm ab und zu ein Schnippchen. Denn sie ist ein so gewandtes und durchtriebenes Ding, daß sie, selbst wenn er mitten im Kontor steht, wie eine geschmeidige Katze an ihm vorbei auf ihren Platz zu schleichen weiß und ihn dann mit ihren großen unverschämten Augen ganz erstaunt anblickt, wenn er es unternimmt, auch nur den leisesten Zweifel in ihre unbedingte Pünktlichkeit zu setzen.

Sowie er mit Sona Sentland, der einzigen, die zu seinem steten Verdruß nicht ihm, sondern als Privatsekretärin dem Chef unterstellt ist, die eben eingegangene, in noch ungeklärten Haufen und Paketen auf dem großen Auslegetisch gelagerte Post für die verschiedenen Abteilungen ausgesondert hat, begibt er sich ans Telephon.

Er tut es jetzt schon, nicht weil seine Gespräche nicht noch Zeit hätten, im Gegenteil, für sie ist es noch reichlich früh. Aber er will sich überzeugen, ob die Telephonistin, die in ihrer abgeschlossenen Zentrale etwas außerhalb seines Machtbereichs und seiner Aufsicht steht, auch pünktlich dort und nicht mit allerlei Privatgesprächen beschäftigt ist, die er ihr, freilich ohne großen Erfolg, auf das strengste untersagt hat. Denn die kleine Petronella, die im ganzen Hause nur das „Peterle von der Zentrale" heißt, hat viele Verehrer, nicht nur im Kontor, sondern unter den Geschäftsfreunden und Kunden des Hauses. Und wer Vandekamp und Co. anruft, läßt die Gelegenheit nicht vorübergehen, mit dem aufgeweckten Mädel zuerst einmal ein bißchen zu plaudern und zu schäkern, wofür sie in erlaubter Weise jederzeit gern zu haben ist. Daß dabei die Grenzen zwischen „geschäftlich" und „persönlich" bisweilen recht fließend werden, ist schließlich nicht ihre Schuld und selbst Theobald Kernreif kann wenig dabei machen. Aber es verdrießt sein für die überflüssige Ausschmückung des Lebens empfängliches Gemüt, daß, wenn er zu ihr kommt, ihre kleine Bude mehr einem Gewächshause als einer ernsthaften Zentrale in einem großen Kaufmannshause gleicht.

Sie aber kennt ihr Leute und weiß ganz genau, wie weit ihre Macht reicht, und daß sie einem so sachlichen Mann wie Theobald Kernreif, mit dem zu plaudern nicht gut möglich und zu schäkern ein wenig lockendes Vergnügen ist, gegenüber versagt. Deshalb ist sie ihm gegenüber nichts als eifrig beflissene, freilich immer etwas schnippisch eingestellte Dienstfertigkeit, läßt andere Gespräche ruhen, läßt selbst den jungen Chef, der ihr gelegentlich auch einmal etwas Nettes sagt, getrost am Apparat warten, wenn des Prokuristen gebietender Ruf ertönt.

Dann wickelt Theobald Kernreif sein wohldurchdachtes Morgenprogramm ab, läßt sich mit den Maklern verbinden und den Versicherungsgesellschaften, gibt Aufträge für Lieferungen von Kiefernschwellen, läßt sich einen Kostenanschlag über Schnitt- oder hochwertige Exporthölzer durchsagen. Und sind es auch nur unverbindliche Gespräche, denn die endgültigen Abmachungen und Bestimmungen hat sich der Chef vorbehalten, er hat doch alles wohlvorbereitet, wie es der Chef wünscht, hat vor allem den kleinen Racker von der Zentrale, dem er nachher für seine Mußestunden noch einige Befrachtungstabellen zur Berechnung herüberschicken wird, gehörig in Zug gebracht, damit ihm die Lust zu seinen Privatgesprächen vergehen soll.

Nachdem also auch dies zu seiner Befriedigung erledigt ist, tritt Theobald Kernreif mit gewichtig gemessenem Schritt seinen Rundgang durch die verschiedenen Abteilungen an, begrüßt zuerst kollegialisch Herrn Max Laudien, der als Einkäufer einen bedeutsamen Posten im Kontor bekleidet, begibt sich dann in die ihm am meisten am Herzen liegende Abteilung für Polen und Pommerellen, wechselt einige Worte mit Rolf Siebenkrant, ihrem Leiter, läßt sich dabei aber nicht genügen, sondern überzeugt sich an den einzelnen Tischen und Pulten persönlich, ob alles in der von ihm für gut befundenen und seinen Anordnungen gemäßen Weise erledigt wird, die Konnossemente und die Stappeltabellen mit der ihnen gebührenden Sorgfältigkeit aufgestellt und genau für die Stunde ihres Ablieferungstermins fertig werden.

„Haben Sie schon das Konnossement von Rebitzki und Co.?" wendet er sich an die polnische Korrespondentin. Es sollte doch bis heute morgen zugestellt werden."

„Jawohl. Der Kapitän der „Hero" wollte es mitnehmen. Die „Hero" aber ist, wie mir der Hafenausschuß auf meinen telephonischen Anruf eben mitteilt, noch nicht eingelaufen."

„Der alte Kasten kommt immer ein paar Tage später. Wer weiß, ob er überhaupt noch einmal ankommen wird. Jedenfalls müssen wir . . "

„Eine stärkere Transportversicherung nehmen als bei der letzten Ladung der Fichtenschwellen nach Hull. Ich werde es veranlassen, auch gleich das Inkasso für die Bank zu be-

sorgen. Die Kopie schicke ich dann nach London an Lawdol, auch nach Greenwich. Das Original behalte ich zu den Akten."

„Ja, was soll das denn heißen, Fräulein Kochalski? Weshalb nehmen Sie mir in dieser Ihnen wohl nicht ganz zukommenden Weise die Worte vom Munde?"

„Damit Sie mir nicht dasselbe genau zu derselben Stunde, genau mit denselben Worten heute zum zehnten Male sagen. Wenn Sie glauben, daß ich von gestern bin und nicht die einfachsten, sich jeden Tag wiederholenden Dinge von selber abwickeln kann, dann irren Sie sich, Herr Kernreif."

Ganz verdutzt sieht er sie an, weiß nicht, was für ein Geist in das sonst immer so gefügige Mädchen gefahren ist. Aber die Geduld der rassigen Polin ist erschöpft, und all die Teufelchen sind losgelassen, die in ihrem feurigen Blut ihr Spiel treiben und nun über den erschreckten Prokuristen herfallen.

Er will auffahren, will mit einer gehörigen Bestrafung, mit Dienstentlassung drohen, da fällt ihm ein, daß sich die hübsche Helenka der höchsten Gunst von Söna Sentland erfreut, daß diese sie in seiner Gegenwart dem Chef gegenüber als die tüchtigste Kraft im ganzen Kontor bezeichnet, und daß das unverschämte Ding das natürlich sehr gut weiß.

(Fortsetzung folgt.)

Der Pfarrer Buonaparte.

Erzählung von Karl Lerbs.

Von dem grell flammenden Glanz, den das Leben des ersten Napoleon mit wilder Gewalt über die Länder warf, fiel nur einmal für eine kurze Stunde ein Strahl auf den Weg des Pfarrers Buonaparte.

Er lebte, durchaus zufrieden, heiter und bäurisch derb, in einem winzigen Dörfchen zwischen Santo Crocciano und Certaldo, nicht weit von Florenz. Hier aber denkt der Gebildete zu Unrecht mit einem Lächeln des Certaldesen Giovanni Boccaccio; denn der Pfarrer Buonaparte nahm von den angenehmen Dingen dieser Welt nur das, was ihm durch die Erträgnisse seines winzigen Gartens, seiner Weinstöcke und seiner legefreudigen weißen Henne (die natürlich Bianca hieß) geboten war. Er las zweimal wöchentlich die Messe, hielt seiner kleinen Gemeinde jeden Sonntag eine kräftige und überaus verständliche Predigt und sammelte zweimal jährlich den Zehnten ein, ohne dem Schicksal jemals die Kärglichkeit des Erträgnisses zum Vorwurf zu machen. Die schöne junge Mattea, die ihm sein Haus in Ordnung hielt und die Löcher in seiner vielgeprüften Soutane stopfte, gab ihm keinen anderen Wunsch ein als den, sie durch eine Heirat mit seinem Küster, Kirchensänger, Koch und Gärtner Tommaso glücklich zu machen.

Dies war die Welt, deren Grenzen der Pfarrer Buonaparte niemals in Taten noch Gedanken überschritt, indessen sein Großneffe Napoleon alle menschlichen Grenzen riesenhaft zu überwachsen schien. Und während dieser Napoleon sich den Papst aus dem Vatikan nach Frankreich holte, um sich von ihm in Notre Dame krönen zu lassen, kümmerte sich der Pfarrer Buonaparte um die wirren Gerüchte, die vom jähen Aufstieg seines Hauses zu ihm drangen, nicht mehr, als ob sie von China oder vom Monde handelten.

Hatte er indessen in seiner Genügsamkeit die große Welt vergessen, so besann sich die große Welt oder doch ihr Beherrscher auf ihn. Denn eines Tages rasselte ein Reitertrupp mit Geklirr und Getrappel durch die aufgestörten Dorfstraßen, daß Kinder und Getier kreischend flüchteten, und machte vor dem Pfarrhause halt. Der Pfarrer, der eben in seinem Gärtchen bastelte, trat erstaunt und argwöhnisch herzu: worauf der Führer des Trupps seinen Dragonern einen Befehl in fremder Sprache zurief und selbst vom Pferde stieg, um sich mit höflicher Verbeugung dem Pfarrer zuzuwenden: Ob er, so fragte er in schlechtem Italienisch, die Ehre habe, den Herrn Pfarrer Buonaparte vor sich zu sehen? Der Gefragte, geblendet durch das blitzende Gefunkel der goldverschnürten Uniform, verwirrt durch den scharf und schonungslos prüfenden Blick kalter, herrischer Augen, bejahte mit einem Kopfnicken und lud den fremden Offizier mit stummer Handbewegung ins Haus.

*

Es war nur eine einzige Stube darin, und in dieser Stube nur ein einziger, vertrauenswürdiger Stuhl, so daß der rasche und ein wenig spöttische Rundblick des Offiziers nichts Sehenswertes zu erfassen fand, und der Stuhl, den der Gast höflich ablehnte, unbesetzt blieb.

Der Besucher, mit einem leisen, sporenklirrenden Zusammenrücken der Hacken, kam nun militärisch knapp zur Sache: er sei, sagte er, General Ney vom französischen Heere und habe dem Herrn Pfarrer eine Botschaft Seiner Majestät des Kaisers auszurichten — „des Kaisers Napoleon", fügte er hinzu, als er im Blick des Pfarrers fassungsloses Nichtbegreifen las. Der alte Priester faßte stützesuchend nach der Stuhllehne, da ihn die plötzliche Wirklichkeitsnähe von Dingen, die er immer wie Gerüchte aus einer weiten Welt vernommen hatte, überwältigte; aber auf seinem Gesicht war doch der Schatten eines gerührten Lächelns, als er sagte: „Da ist also der kleine, dicke Napoleon doch Kaiser geworden! Und wie geht es der schönen Lätitia?"

„Ihre Majestät die Kaiserin-Mutter befindet sich wohl", antwortete Ney förmlich. Und er entledigte sich mit raschen Worten seines Auftrages: Seine Majestät der Kaiser, stets auf das Wohl seiner erlauchten Familie bedacht, habe vernommen, daß Sein verehrter Großoheim auf einer armseligen Landpfarre ein unwürdiges Leben fristen müsse; es sei daher des Kaisers Wunsch, diesem Zustande ein Ende zu machen. „Ich habe, Herr Pfarrer", schloß Ney mit einer weltmännischen Verneigung, „den Auftrag, Sie ganz nach Ihrer Wahl an den Hof oder nach Rom zu geleiten; es steht Ihnen frei, zu wählen, ob Sie demnächst eine hohe geistliche Stellung bei Hofe bekleiden, ein Bistum in Frankreich oder Italien haben — oder vielleicht in Rom als Kardinal leben wollen. Ich bitte Sie nur, Ihre Wahl so schnell treffen zu wollen, wie Ihr Wunsch durch die Macht Seiner Majestät erfüllt werden wird."

Der Pfarrer Buonaparte schloß die Augen, als wäre er von grell aufflammendem Glanz getroffen. Die Zeit der lockenden Hoffnungen, der kühn zu höchsten Zielen schweifenden Träume lag so weit hinter ihm, daß die jäh auf ihn eindringende Wirklichkeit sich vor seinem argwöhnischen Blick zu unfaßbarer Größe aufreckte. Schon aber spürte er, wie vergessene und nie mehr erprobte Kräfte sich in ihm regten; das alte korsische Abenteurerblut stieg aus längst verschütteten Quellen leise singend auf. Aus seinen wirr taumelnden Gedanken formte sich ein Erinnern, daß auch er einmal zu Macht und Größe hatte aufsteigen wollen — um nun in einem weltentlegenen Dorfe unter armen Bauern zu sitzen, schmutzige Kinder jahraus jahrein zu unterrichten, überaus verständliche Predigten zu halten und sich nur vor den Amtshandlungen zu rasieren.

Er ließ sich auf den Stuhl sinken, bedeckte die Augen mit der Hand und sagte dann leise: „Ich will es bedenken." Ney musterte ihn ein wenig mitleidig, ging taktvoll zum Fenster und sah hinaus; aber nur, um es mit einem gemurmelten „Fichtre!" aufzustoßen und zornig in den Hof zu blicken. Denn draußen hatte sich ein ungebührlicher Lärm erhoben.

*

Es hatte das, wie sich nachher erwies, eine dreifache Ursache. Tommaso, der Vielseitige, hatte sich, angelockt durch das lustige fremde Geschnatter und das Gefunkel der Uniformen, an die Dragoner herangemacht und bestaunte sie mit runden neidischen Augen. Man setzte ihn zum Spaß auf ein Pferd, das ihn sogleich entrüstet abwarf. Darüber gab es ein großes Gelächter.

Die schöne Mattea, angelockt durch feurige Blicke und scherzende Zurufe, die sie leider nicht verstand, kam ebenfalls herbei; worauf ein als Draufgänger berüchtigter Wachtmeister sie ohne langes Verhandeln umfaßte, über sein Pferd warf, sich zu ihr in den Sattel schwang und mit der kreischenden Beute unter dem Jubel der anderen aus der Dorfstraße und in den Wald galoppierte. Die Henne Bianca aber, von einem der groben Spaßmacher gescheucht, flatterte mit entsetztem Gegacker zwischen den Beinen der Gäule umher, und ihre weißen Federn stoben als traurige Trophäen ihrer Peiniger durch die Luft. Bei der wilden Jagd wurden zugleich die vom Gärtner sorgsam gepflegten Gemüsebeete jämmerlich zertrampelt.

Als der Pfarrer Buonaparte, durch den Lärm aus seinem Grübeln aufgestört, voll böser Ahnungen zur Tür eilte, kam ihm schon Tommaso entgegen und hatte die mit Mühe gerettete, arg zerzauste Bianca unter dem Arm. Er berich-

tete, während sein Herr das Tier erschreckt und besorgt betrachtete, vom Schicksal Matteas. Der Pfarrer richtete einen vorwurfsvollen Blick auf Ney, und es entging ihm nicht, daß der General sich zwingen mußte, eine strenge Miene aufzusetzen, während seine Augen leichtfertig lachten.

„Soldaten sind rauhe Leute, Herr Pfarrer", sagte Ney. „Aber der Wachtmeister wird das Mädchen heiraten, dafür stehe ich Ihnen." Nun rückte Tommaso keck und verlegen zugleich mit einem Anliegen heraus. Die fremden Soldaten hätten ihm versprochen, wenn er ins Heer einträte, so würde er in kurzer Zeit Capitano werden; und da möchte er nun also mit den Dragonern ziehen. Ney musterte den ranken Burschen wohlgefällig. „Es ist gut", sagte er. „Du kannst mitkommen."

Hier wandte sich der Pfarrer Buonaparte, immer noch die Henne im Arm, zu dem General, und in seiner Stimme war ein solcher Ernst, daß Ney betroffen lauschte. „Sie wollten mir das Glück bringen, Herr General", sagte der alte Priester, „und ich danke Ihnen dafür. Aber blicken Sie um sich: Hat nicht Ihr Kommen in einem einzigen Augenblick das, was das Glück meiner Tage war, zerstampft, geraubt, zunichte gemacht? So hat mich der Himmel dafür gestraft, daß ich mich eine Minute lang von dem Glanz der Welt versuchen ließ und die kleine Welt, in die ich gestellt bin, mißachten wollte. Überbringen Sie meinem Neffen Napoleon meinen väterlichen Segen und sagen Sie ihm, daß er mich meinen Weg in Frieden soll zu Ende gehen lassen."

Ney, der bei unverrichtetem Auftrag den Zorn des Kaisers fürchtete, legte sich aufs Überreden, aufs Bitten, schließlich aufs Drohen. Da aber traf ihn aus den Augen des Pfarrers Buonaparte ein stählern aufblitzender Blick, dem er nicht standhielt; und er sah plötzlich in dem hageren Antlitz des Greises auf seltsame Art das Antlitz gespiegelt, vor dessen Ausdruck die Völker bebten — das von einem unbeugsamen Willen gestraffte, von der Erkenntnis eines unabänderlichen Schicksals leidenschaftlich und machtvoll erfüllte Antlitz des Kaisers. So wandte sich Ney mit unwillkürlich tiefer Verneigung zur Tür, ging in den Hof hinaus und befahl aufzusitzen. Gleich darauf rasselte der Trupp mit Geklirr und Getrappel davon.

Der Pfarrer Buonaparte sah dem gleißenden Spuk nach, bis der aufgewirbelte Staub den letzten Waffenblitz verschluckte; und es war, als er in sein verödetes Haus zurückkehrte, in seinem leichten Schulterheben etwas, das an das stumme Achselzucken gemahnte, mit dem Napoleon wenige Tage darauf bei Neys Bericht die erwiesene Unzulänglichkeit seines Verwandten zu den unabänderlichen Torheiten der Menschen warf.



Bunte Chronik



Loch Neß-Ungeheuer begrüßt 1937.

Das Jahr 1937 ist erst reichlich sechs Wochen alt und schon meldet sich im Loch Neß, hoch oben im schottischen Norden, das berühmte Ungeheuer wieder. Vier Monate lang hat man nichts von ihm gehört. Wahrscheinlich gehört es zu jenen schätzenswerten Zeitgenossen, die einen ausgiebigen Winterschlaf halten. Aber nun scheint es in Erwartung des kommenden Frühlings aufgewacht zu sein. Zwei junge Mädchen, Studentinnen der schottischen Universität, die die Landstraße von Invernesa nach Fort William entlang pilgerten, sahen, wie sich aus dem Wasser des Sees ein höchst fremdartiges Tier mit gewaltigem Nacken und kleinem Kopf heraushob und mit ziemlicher Geschwindigkeit auf sie zuschwamm. Es tummelte sich eine halbe Stunde lang im Sonnenschein, tauchte unter und erschien wohl ein Dutzend Mal wieder an der Oberfläche. Der Hals ragte gut einen Meter aus dem Wasser heraus und an der breiten Brust des Ungeheuers entdeckten die beiden einen großen weißen Fleck.

Da man annehmen darf, daß diese Loch Neß-Bestie nun die Verpflichtung fühlen wird, sich in regelmäßigen Abständen wieder zu zeigen, ist für den nötigen Stoff an ereignisarmen Tagen auf jeden Fall gesorgt.

Der Bauer und die Jagdgesellschaft.

Vor einem englischen Gericht kam kürzlich ein Handel zum Austrag, den die Mitglieder eines vornehmen Jagdklubs gegen einen Bauer angestrengt hatten. Als Tatbestand ergab sich, daß im Herbst des verflossenen Jahres die Fuchsjagd des Klubs durch das Erscheinen des Bauern ein unvorhergesehenes Ende genommen. Während die Rot- und Schwarzröcke hoch zu Roß dem windigen Reineke nachsetzten — es ging dabei über Stock und Stein —, erschien plötzlich der Bauer und knallte den Fuchs kaltblütig vor den Augen der verwunderten Jagdgesellschaft nieder. Dann hängte er sich das Gewehr um, nahm den toten Reineke auf nnd verschwand in seiner Behausung. Der Zutrit zum Hof des wunderlichen Schützen wurde den Reitern von einigen Knechten gewaltsam verwehrt. Nun, der Bauer, vom Richter zur Erklärung seines Verhaltens aufgefordert, betonte zunächst mit gemessenem Stolz, daß seine Vorfahren schon seit Jahrhunderten auf dem Hofe säßen. Bereits vor Jahren seinen Mitglieder des Jagdklubs ohne Erlaubnis auf seine Felder geritten und hätten dort eine Kuhherde auseinandergetrieben. „Das, meine Herren Richter, war keine Fuchsjagd, sondern eine niederträchtige Kuhtreiberei." Und er drohte den Herrschaften, die seinen Boden nicht achteten, er werde wenn sie ihre Fuchsjagd abermals auf seinem Grund und Boden austrügen, den Spieß umdrehen. Also geschah es. Diesmal war er der Schütze und schoß den Fuchs, während die Pferde der Klubreiter verdrossen wie eine Kuhherde sich aus dem Staube machten. „Und dann trieben ich und meine Knechte auch den letzten Rotrock von meinem Grund und Boden." Mit einem gelinden Verweis kam der Bauersmann davon,

*

„Marmeladenkönig" bittet zur Goldenen Hochzeit.

Mr. William Brow, der „Marmeladenkönig" von Cincinnati, ein richtiggehender amerikanischer Milliardär, hat kürzlich seine Goldene Hochzeit gefeiert, etwas, was im Lande der Scheidungen immerhin eine ziemlich seltene Angelegenheit ist. Zu dem Festbankett lud er 400 Personen ein, und zwar, um einerseits dem Anlaß, andererseits seinem Reichtum gerecht zu werden, durch Einladungskarten aus purem Golde. Jede Karte wog 20 Gramm. Ihre Herstellung erforderte insgesamt acht Kilogramm reines Gold. Das Metall wurde zunächst zu dünnen Platten ausgewalzt, auf die dann der Text eingraviert und mit weißer Emaille ausgelegt wurde.

Eine immerhin etwas phantastische Angelegenheit. Aber der „Marmeladenkönig" durfte dabei die beruhigende Gewißheit behalten, daß er sich dadurch nicht ruinierte.



Lustige Ecke



Die Schleife ist gewiß schuld!



„Rück doch deine Schleife gerade, Fritz, merkst du nicht, wie die Leute uns anglotzen!"

Verantwortlicher Redakteur: i. V.: Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z. o. p., beide in Bromberg.